

*Aus den Memoiren des Dr. Heinrich Lux –
der Zeitraum 1863 bis 1909*

Heinrich Lux war Sozialist, Publizist, Experte für Lichttechnik, Patentanwalt. Seine unveröffentlichten Memoiren im Umfang von einundneunzig Schreibmaschinenseiten reichen von seiner Kindheit bis kurz vor seinen Tod am 6. August 1944. Dr. Lux schrieb sie 1943/1944 unter Verwendung früherer Aufzeichnungen in Berlin. Die folgenden Ausschnitte berichten über sein Leben bis zu dem Zeitpunkt, als Dora Bieber seine Partnerin wurde. Mitteilungen über die folgenden Jahre, 1909 bis 1944, sind in der Biographie über seine Frau, Dr. Dora Lux, eingeflossen. Der Text von Heinrich Lux wurde gekürzt und mit einigen Erläuterungen versehen, darüber hinaus aber nicht redigiert.¹

Aus dem Kapitel «Jugend»²

Geboren wurde ich am 31. August 1863 in Friedrichsgrube bei Tarnowitz O/Schls. [Oberschlesien] als Sohn des Geometers Heinrich Lux aus Frankenstein, Kr. Schweidnitz, der später noch die Markscheiderprüfung ablegte, als er in der Gräflin Hugo Henckelsche Verwaltung eintrat. Wir verlegten dann unseren Wohnort nach Tarnowitz. Mein Vater legte besonderen Wert darauf, meine Erziehung persönlich zu leiten. Durch gute Beziehungen hatte er sich die Erlaubnis erwirkt, mir den Elementarunterricht zu erteilen. Lesen und Schreiben konnte ich bereits im fünften Lebensjahr. Da er ein großer Naturfreund war, lern-

1 Heinrich Lux: Unveröffentlichtes Manuskript. Berlin 1944. Im Folgenden: Heinrich Lux: Memoiren.

2 Heinrich Lux: Memoiren, S. 1–10.

te ich von ihm auch schon sehr frühzeitig Pflanzen und Tiere kennen, wozu Spaziergänge durch die ausgedehnten Waldungen in der Nähe von Tarnowitz die beste Gelegenheit boten. Dieses Glück ging leider nur allzu rasch vorüber. Im Juli 1870, gerade als die Einberufung meines Vaters als Landwehroffizier einging, starb er an den Folgen einer traumatischen Blinddarmentzündung, die unser Hausarzt nicht zu bewältigen vermocht hatte, im Alter von 35 Jahren. Meine Mutter blieb mit fünf unversorgten Kindern zurück; außer mir waren noch 4 Schwestern im Alter von 9 Monaten bis zu 6 Jahren da, für die sie mit einer Jahrespension von 120 Talern zu sorgen hatte. Die Ersparnisse meines Vaters waren naturgemäß sehr gering, da er von dem an sich guten Gehalt in der kurzen Zeit nur wenig hatte zurücklegen können. Wie meine Mutter es fertig brachte, uns nicht nur zu erhalten, sondern uns auch noch eine gute Erziehung zuteil werden zu lassen, ist mir heute noch ein ungelöstes Rätsel. Sie nähte für fremde Leute, sie nahm Pensionäre ins Haus und scheute keine Arbeit. Die Bekleidung für fünf Kinder schuf sie in der Nacht auf ihrer Singer-Nähmaschine – damals ein Wunder der Technik –, die mein Vater noch in seinem letzten Jahr angeschafft hatte. Ich selbst zehrte noch bis zum 19ten Jahr von der hinterlassenen Garderobe meines Vaters, die meine Mutter mir anpasste. Sie war freilich nicht sehr elegant. Ich erinnere mich noch des Gala-Anzuges, den meine Mutter zu meinem Abiturientenexamen aus dem Frackanzug meines Vaters zurechtgeschneidert hatte. Der Frack saß einigermaßen, aber die Hose hatte ihre Bügelfalte an den Nähten und nicht in der Mitte. Verwöhnt waren wir also nicht, und das Publikum der kleinen Stadt von damals etwa 8000 Einwohnern war nicht anspruchsvoll.

Das Realgymnasium meiner Vaterstadt besuchte ich von der Septima [der siebten Klasse] bis zur Oberprima [der dreizehnten Klasse] als Freischüler; für die Bücher und Hefte sorgte unser generöser Vormund, der Bergrat Aschenborn, ein Kollege und Freund meines Vaters. Dieser wunderbare Mensch betreute mich wie sein eigenes Kind. In den Schulferien nahm er mich in seinem Wagen auf seinen Inspektionsfahrten regelmäßig mit. Ich bestieg dabei die steilen Außenleitern der Fördertürme mit besonderer Lust, und ich fuhr nicht nur auf der Förderschale in die Schächte ein, sondern stieg auch auf den «Fahrten» (Leitern) in die Erz-

und Kohlschächte ein. Die dabei gewonnenen Erfahrungen nutzte ich dann, um alte aufgelassene Schächte in der Umgebung auf eigene Faust zu befahren, in den langen Abwasserstollen lediglich mit einer Badehose bekleidet und einer Grubenlampe versehen tief einzudringen und dabei noch Krebse zu fangen. Auf manchen dieser wagehalsigen Fahrten begleitete mich mein ältester Freund Ernst Kühnemann, der Sohn eines Fabrikbesitzers in Friedrichshütte, der ältesten Blei- und Silberhütte Schlesiens. Meine Mutter erfuhr natürlich nichts von diesen «Spaziergängen». Sie wäre vor Angst gestorben, wenn sie darum gewusst hätte.

Das Leben in Tarnowitz war nicht ohne Reiz. Tarnowitz ist eine alte Bergstadt, die Anfang des XVI. Jahrhunderts gegründet worden war. Der Bergbau erstreckte sich auf Eisenerz, das meist im Tagbau gewonnen wurde, auf silberhaltiges Bleierz, auf Galmei (Zinkerz) und Steinkohle.

Etwa eine halbe Stunde von Tarnowitz entfernt liegt das Dörfchen Naklau, der Stammsitz der Grafen Hugo Henckel von Donnersmarck. Außer dem Chausseewege führte auch ein einsamer Waldweg nach Naklau, den ich sehr liebte, denn man begegnete auf diesem Wege kaum einem Menschen, dafür aber war der Wald im Frühling von zahlreichen Vogelstimmen belebt. Schon mein Vater hatte mich auf unseren gemeinsamen Spaziergängen darauf aufmerksam gemacht; mein ganzes Streben richtete sich damals darauf, die einzelnen Stimmen unterscheiden und bestimmen zu können. Schließlich konnte ich mit Sicherheit Finken, Zeisige und verschiedene Meisenarten aus ihrem Quirilieren erkennen. Ich kannte die Standorte von mehreren Entenarten und konnte auch feststellen, wo Trappen und andere Sumpfvögel zu finden waren. Diese genussreichen Exkursionen ließen natürlich wenig Zeit für die Schularbeiten übrig, so dass ich ein sehr schlechter Schüler in Latein und Französisch wurde. Dafür excellierte ich in Natur- und Heimatkunde, zumal ich meine Ausflüge bald bis an die russisch-polnische Grenze bis nach Neudeck ausdehnte, dem Sitze des später gefürsteten Grafen Guido Henckel von Donnersmarck, gelegentlich sogar bis Radzionkau.

Da die einsamen Exkursionen in Gegenden rein polnischen Charakters nicht ganz ungefährlich waren, hielt ich es für unbedingt geboten, mich entsprechend zu bewaffnen und trug daher immer ein geladenes Doppelpeterol bei mir. War ich dann draußen im einsamen Wald, so

übte ich mich natürlich auch im Schießen, und brachte es darin zu großer Sicherheit.

Das Doppelterzerol stammt noch von meinem Vater. Ich war auf nicht ganz ehrliche Weise dazu gekommen.

Mit der Versetzung nach Obertertia [der neunten Klasse] hörten die einsamen Wanderungen vollständig auf, denn die einander nächstehenden Klassengenossen hatten die Gründung einer Schülerverbindung beschlossen, als wir erfuhren, dass in der Sekunda und Prima bereits ein farbentragendes «Corps» bestand. In den achtziger Jahren blühten die Schülerverbindungen trotz aller Verfolgungen durch die Schulbehörden. Einzelne Verbindungen in verschiedenen Städten hatten sogar Kartelle untereinander. So standen die Tarnowitzer Borussen in Kartell mit den Gleiwitzer Allemannen und feierten jedes Jahr einen gemeinsamen Komers [eine besonders förmliche und feierliche Veranstaltung mit Gesang und Festreden] in einem Nachbarorte, der vor Überfällen durch die «Pauker» sicher war. Unsere Borussia war natürlich auch unserem Direx Wossidlo verpöffen worden. Wossidlo, ein verständiger und wohlwollender Schulmann, begnügte sich jedoch mit einer «Voruntersuchung» und einer persönlichen Warnung, ohne weitere Konsequenzen zu ziehen.

Ein besonders nettes Verhältnis hatte ich zu einem erheblich jüngeren Mitschüler, dem Sohne des Generalbevollmächtigten des Grafen Hugo Henckel von Donnersmarck, des Bergrats Ficinus, der Vorgesetzter meines Vaters gewesen war und nach dessen Tode meine Mutter mit Rat und Tat unterstützte. Ich persönlich war wöchentlich einmal Mittagsgast bei der Familie und hatte die Aufgabe, mich um das einzige Kind Paul erzieherisch zu kümmern. Die Familie bewohnte eine Villa mit großem Park, in dem ein Teil mit Turn- und Sportgeräten aller Art ausgestattet war. Unser Hauptinteresse wandte sich dem ganz neuen Hochrade, damals noch Veloziped genannt, zu, mit dem wir eifrig übten. Außerdem erschien jedes neu auftretende Sportgerät sofort im Besitze von Paul Ficinus: Pfeil und Bogen, Gere, Fußbälle – damals noch aufregende Neuerscheinungen, und Paul und ich waren bald durchtrainierte Sportler. Das plötzliche Ableben von Bergrat Ficinus machte dieser Betätigung ein jähes Ende, als ich [in] der Untersekunda [der zehnten Klasse], Paul in der Obertertia saß.

Die Bestattung des Bergrats Ficinus hat auf mich einen unauslösch-

lichen Eindruck gemacht. Kurz vor seinem Ende hatte er noch testiert, dass er in dem einsamen Walde bestattet werden wolle, den ich oft in meiner Jugend allein besucht hatte. Viele hundert Trauergäste folgten dem Sarg zu Fuß auf dem stundenlange[n] Wege. Weder Musik noch eine Gedächtnisrede störten den gewaltigen Eindruck des Trauerzugs. Mit dem Tode des Bergrats endete auch die Freundschaft zwischen Paul und mir, da die Witwe des Verstorbenen nach Dresden verzog und Paul Ficinus in jungen Jahren als Unterleutnant verstarb.

Wie in allen Grenzländern die Bevölkerung im Allgemeinen zweisprachig ist, so auch in Oberschlesien rechts der Oder. Die Bauern, Berg- und Fabrikarbeiter sowie das Gesinde sprechen ein relativ wortarmes und veraltetes Polnisch, die Beamten und anderen Gebildeten Deutsch. Die Kaufleute und Händler beherrschen meist beide Sprachen, je nach der Abstammung wird die eine oder andere Sprache bevorzugt. Bis zu meinem siebenten Jahr verstand ich beide Sprachen, Polnisch radebrechte ich allerdings nur. In der Schule durften wir nur noch Deutsch sprechen. Wer beim Polnisch-Sprechen attrappiert [erwischt] wurde, erhielt eine Strafe, die in der Volksschule in ein paar Stockschlägen oder Ohrfeigen, im Realgymnasium in einer Stunde Nachsitzen bestand. Von der Quinta ab hörte die Zweisprachigkeit vollständig auf, und wir sprachen nur noch Deutsch. Bis auf ein paar Brocken habe ich deshalb auch das Polnische leider vollständig vergessen. Meine Schwester Walli (Valeska), die durch ihre Heirat in fast rein polnisches Gebiet verschlagen wurde, spricht beide Sprachen gleich geläufig. In Weichsel, wo sie auf eigenem Grund und Boden lebt, wird heute [1943/1944] offiziell nur Deutsch gesprochen. Die polnische Bevölkerung ist nach der Besetzung durch die Deutschen zum größten Teil enteignet worden und wird als Menschenkategorie zweiter Klasse behandelt. Sie darf auf der Eisenbahn nur die dritte Klasse benutzen, darf keinen selbstständigen Gewerbezweig unterhalten, keine gehobenen Stellungen bekleiden und ist gezwungen, bei Amtshandlungen lediglich Deutsch zu sprechen. Es speichert sich deshalb in diesem Teil der eingesessenen Bevölkerung ein ausgesprochener Deutschenhass auf, der einmal zur Katastrophe werden kann. Davon war damals noch nicht zu spüren; trotz allem herrschte zwischen der deutschen und polnischen Bevölkerung im Allgemeinen Verträglichkeit. Erst mit dem Ende des

Ersten Weltkriegs hörte diese Toleranz auf. Der aggressive Teil war hier allerdings das polnische Element in der Bevölkerung. In der Gegenwart haben sich dann die Verhältnisse durchaus umgekehrt.

Eine große Rolle spielte in den achtziger Jahren die persönliche Einstellung zur Religion. Die Mehrzahl der Einwohner von Tarnowitz war streng katholisch; der damals aufgekommenen deutsch-katholischen Bewegung [3] hatten sich nur wenig katholische Bürger angeschlossen. Da unser Religionslehrer, der Kaplan Blümel, ein strenggläubiger Katholik, durch seinen Fanatismus die Kritik am katholischen Glauben geradezu herausforderte, hatte ich mich persönlich der deutsch-katholischen Bewegung angeschlossen, schon um dem Zwang, regelmäßig zu beichten, entgehen zu können. Ich fingierte zwar meiner Mutter gegenüber die regelmäßige Ohrenbeichte und kommunizierte ohne vorhergegangene Beichte, was in den Augen der Gläubiger eine unsühnbare Todsünde war, trat aber später, als ich volljährig war, durch Erklärung vor dem Amtsgericht aus der katholischen Kirche aus.

Eines der wichtigsten Ereignisse in unserem Kleinstadtleben war die Tanzstunde. Für die Untersekundaner gehörte es zum guten Ton, daran teilzunehmen. Nach dem Usus in deutschen Kleinstädten waren die Herren des ersten Tanzstundenkursus Ehrengäste in dem nächstjährigen Kurs. Die Ehrendame in diesem zweiten Kurs hieß Selma Kessler; sie begeisterte mich so, dass ich in einem französischen Aufsätze, «*Le genie allemand*», die These aufstellte, dass zur Hebung des deutschen Geistes eine Durchsetzung mit jüdischen Elementen unbedingtes Erfordernis sei, eine Bemerkung, die unser französischer Oberlehrer wohlwollend als selbstständigen Gedanken kennzeichnete.

Mit dem Abiturientenexamen war das Ziel des Aufenthaltes in Tarnowitz erreicht, und wir zogen nach Breslau, um mir das Studium und meinen Schwestern Clementine und Else die Ausbildung als Lehrerin bzw. Turnlehrerin, Josefine und Walli als Kindergärtnerinnen zu ermöglichen.

3 Die deutsch-katholische Bewegung entstand im Vorfeld der bürgerlichen Revolution von 1848/1849. Sie verband die Forderung «Los von Rom» mit einer sozialen Orientierung des Christentums und einer innerkirchlichen Demokratisierung. Sie war in Breslau entstanden und behielt ihr Zentrum in Schlesien.

Unser Umzug war ein richtiger Zigeunerzug; wir hatten einen ganzen Güterwagen für unsere Möbel gemietet und dessen Mitte mit Steinkohle aufgefüllt, die wir zum letzten Male in Tarnowitz unentgeltlich beziehen durften.

Ich hatte ursprünglich die Absicht, hauptsächlich Chemie zu studieren. Da das Honorar für die chemischen Collegien aber nicht gestundet wurde, belegte ich kurzer Hand nur Physik und Mathematik und kam damit sofort in persönlichen Kontakt mit Oskar Emil Meyer und Leonhard Weber, die mir von Anfang an ihre Sympathien entgegenbrachten und mich nach Möglichkeit förderten, wofür ich ihnen noch heute dankbar bin. Die Anteilnahme an meiner persönlichen Entwicklung ging bei Prof. Meyer sogar so weit, dass er mich nach meiner Verhaftung im Breslauer Sozialistenprozess im Untersuchungsgefängnis besuchte und im Verhandlungstermin persönlich für mich eintrat. Das Leumundzeugnis von Prof. Meyer hatte allerdings nur die Wirkung, dass der Blutrichter Freytag meine Intelligenz als Grund zur Strafverschärfung bezeichnete.

Aus dem Kapitel «Breslau»⁴

Um das Jahr 1884 verkehrte ich als Student der Mathematik viel mit Breslauer bekannten Sozialdemokraten. Es war die Zeit der großen Probleme in Wissenschaft, Kunst und Gesellschaftsleben. In der Universität, dem ehemaligen Jesuiten-Colleg an der Oder, kämpften sie einen lautlosen, aber erbitterten Kampf mit den alten Traditionen. Kam man aus dem geistvollen und formschönen Colleg Ferdinand Cohns und stand noch ganz im Banne Darwinscher Gedankengänge, so schlugen einem sofort die Schwaden mittelalterlicher Scholastik entgegen, wenn man dann das Pflichtcolleg Theodor Webers, des altkatholischen Bischofs, über Psychologie über sich ergehen lassen musste. Heyse und Dostojewski, Dahn und Ibsen, Julius Wolff und Zola kennzeichneten die Pole der literarischen Interessen von Vätern und Söhnen. Der nach

4 Heinrich Lux: Memoiren, S. 11–24.

den Gründerjahren sich zu üppiger Blüte entfaltende industrielle Kapitalismus, der dem ehrsamem Handwerk so mitleidslos den Garau machte, schuf eine Atmosphäre der Spannung zwischen Unternehmern und Industrieproletariat von heute ganz unverständlicher Schärfe.

In dem sich mächtig reckenden alten Breslau, das einen fast jahrhundertelangen Dornröschen-Schlaf hinter sich hatte, wurde das Neue und Ungewohnte immer noch einige Grade feinseliger aufgenommen als in dem regeren Westen. Immerhin durfte man doch auch in guter Gesellschaft über die neue Kunst wenigstens sprechen, ohne gleich als Verlorener angesehen zu werden.

Worüber man keinesfalls mit persönlicher Anteilnahme sprechen durfte, das waren die Probleme des Sozialismus. In der Heimatstadt Lassalles war der Sozialismus verfemt, und selbst in den Kreisen der Industriearbeiter bekannte sich so leicht niemand offen zur Sozialdemokratie, da er sonst Gefahr lief, Arbeit und Brot zu verlieren. Nicht einmal in der «Freien Wissenschaftlichen Vereinigung» [5] durften Fragen des Sozialismus zur Diskussion gestellt werden. Und es war nicht nur der Druck des Sozialistengesetzes, das diese bleischwere Atmosphäre schuf, vielmehr war es die eigene persönliche Einstellung der studierenden Jugend und der akademischen Kreise. Galt doch schon der Versuch sachlichen Eingehens auf die Probleme des Sozialismus als Verrat an der eigenen Gesellschaftsklasse. Wie engstirnig im Allgemeinen die Auffassung des Gesellschaftsproblems war, das unsere Zeit so vollständig beherrschte, habe ich an meinem eigenen Leibe erfahren müssen. Ausschlaggebender Grund für meine Relegation von der Breslauer Universität war nicht etwa meine Beschäftigung mit dem Sozialismus, ja nicht einmal die Tatsache, dass ich als Student wegen Vergehens gegen das Sozialistengesetz rechtskräftig zu langer Gefängnisstrafe verurteilt war, sondern allein die Tatsache, dass ich als Student an einer sozialdemokratischen Versammlung teilgenommen hatte, auf der es angeblich Freibier gab! Nach der Auffassung des aka-

5 Die Freie Wissenschaftliche Vereinigung, in die Heinrich Lux eingetreten war, bezeichnet er an anderer Stelle als die «damals freieste Korporation der Breslauer Universität»: Heinrich Lux: Memoiren, S. 13.

demischen Senates war es eine Verletzung der Standesehre, wenn ein Akademiker mit Handarbeitern kameradschaftlich verkehrte! Natürlich war das nur der publizierte Grund. Der wahre Grund war der Wunsch, Sozialdemokraten als solche von der Alma Mater fernzuhalten. Diesen Grund zu publizieren, wäre freilich für eine auf die «freie Forschung» abgestellte Universität denn doch zu blamabel gewesen. Die Betonung des Standesdünkels dagegen konnte im Land des preußischen Kastengeistes kaum Anstoß erregen. Und das galt nicht nur für Breslau und Preußen. Als mein väterlicher Freund, der verstorbene Physiker O. E. Meyer, mich nach erfolgter Relegation an seinen Bruder, den Chemiker Lothar Meyer in Tübingen, zur Immatrikulation empfahl, musste er die Antwort einheimen, dass ein Sozialdemokrat ein Mensch mit einem moralischen Defekt sei, der nicht auf die Universität gehöre.

Und doch hatte trotz alledem der Sozialismus auch in der akademischen Jugend schon Wurzeln zu fassen vermocht. In Breslau war es allerdings nur ein sehr kleiner Kreis, der sich in zunächst noch sehr unklarer Schwärmerie zusammengeschlossen hatte. Er ging wurzelhaft auf eine Gruppe von Schulfreunden des Realgymnasiums «Zum Zwinger» zurück, die sich ursprünglich in die Rollen der Helden aus Dahns *Kampf um Rom* hineinversponnen hatten. Carl Hauptmann, [6] Alfred Ploetz, der bekannte Rassenhygieniker, [7] Ferdinand Simon, der aufopferungsvolle Züricher Arzt und nachmalige Schwiegersohn August Bebels, waren die Hauptstützen dieses Freundschaftsbundes, dem der erheblich jüngere Gerhart Hauptmann und der farbenfrohe Landschaftler [Landschaftsmaler] und feinsinnige Kunstkritiker Hugo Schmidt engverbunden in persönlicher

6 Carl Hauptmann, Philosoph und Schriftsteller, ist der ältere Bruder von Gerhart Hauptmann.

7 Alfred Ploetz (1860–1940) publizierte 1895 über das Verhältnis von Rassenhygiene zu Humanismus und Sozialismus; 1905 gründete er die Gesellschaft für Rassenhygiene, die durch eine genetische Verbesserung der Bevölkerung sozialpolitische Probleme lösen wollte. 1933 wurde er NSDAP-Mitglied. Siehe Jürgen Reulecke: Rassenhygiene, Sozialhygiene, Eugenik – ein Überblick. In: Sozialwissenschaftliche Informationen, Jg. 26, 1997, S. 20–27.

Freundschaft und Weltanschauung gleichfalls angehörten. [8] Was diesen Kreis zusammenschweißte, war mehr als Jugendfreundschaft von der Schulbank her; es war der zielbewusste Zusammenschluss für ein Lebensproblem, und das Problem bestand in nicht mehr oder weniger als in der praktischen Verwirklichung des Sozialismus.

Unsere Bibel war damals ein heute schon fast verschollenes Buch Karl Kautskys: *Der Einfluss der Volksvermehrung auf den Fortschritt der Gesellschaft*, durch das uns zum ersten Male Klarheit über die Theorien des Sozialismus wurde. Wer die Zeiten des Sozialistengesetzes nicht selbst durchgemacht hat, der hat gar keine Vorstellung mehr davon, wie hermetisch damals die studierende Jugend von allen sozialistischen Schriften abgeschlossen war. Das ernste, gelehrte Buch Kautskys stand zwar auch auf dem Index der verbotenen Bücher, trotzdem war es durch den regulären Buchhandel erhältlich, und mit wahren Heißhunger warfen wir uns auf diese Schrift, die fast wie eine Offenbarung auf uns wirkte, indem sie uns die Augen öffnete.

Über Kautsky kamen wir zu Marx. Aber der langsame Gang der Entwicklung, wie er aus den Marxschen Theorien folgte, wollte uns jungen Brauseköpfen so ganz und gar nicht gefallen. Wir konnten das Ziel des Sozialismus nicht erwarten. Die alte Welt schien uns abgetan, sie mochte ohne uns fertig werden, wir wollten eine neue Gesellschaft auf der Basis des wissenschaftlichen Sozialismus auf freier Erde begründen.

Marx hatte uns nur aufgerüttelt, aber nicht belehrt, und so gründeten wir allen Ernstes eine «Gesellschaft Pacific», die die Bedingungen für die praktische Durchführung des Sozialismus in den Vereinigten Staaten von Amerika untersuchen sollte. An der Spitze der Gesellschaft stand natürlich Alfred Ploetz. Die Kerntuppe war der Freundeskreis um ihn und die Brüder Hauptmann, daneben gliederten wir noch Praktiker an, einen Forstmann, einen gebildeten Landwirt, einen Botaniker und einen Geometer. Keiner von uns gehörte damals der sozialdemokratischen Partei

8 Gerhart Hauptmann ließ sich bei der Gestaltung seiner Dramenfiguren von mehreren Personen aus dem Breslauer Freundeskreis anregen. So hat der Sozialreformer Alfred Loth in *Vor Sonnenaufgang* Ähnlichkeiten mit Alfred Ploetz. In einige Figuren Hauptmanns sollen auch Züge von Heinrich Lux eingeflossen sein.

an, und so sicher waren wir, mit unseren utopistischen Bestrebungen dem Sozialistengesetz nicht ins Gehege zu kommen, dass wir unsere Gesellschaft sogar der Polizei anmeldeten.

Mit unseren kärglichen Mitteln, zu denen Carl Hauptmann und Otto Pringsheim [9] den Löwenanteil beisteuerten, rüsteten wir den damals Unabhängigsten unseres Kreises, eben Alfred Ploetz, aus und sandten ihn über das große Wasser. Ich selbst war das Verbindungsglied zwischen Ploetz und den übrigen Gesellschaftern. Obwohl der Plan für unsere Koloniegründung bereits fix und fertig war, sollte Ploetz doch zunächst den Rest der übrig gebliebenen Ikarier Cabetscher Gründung in Iowa (USA) aufsuchen. [10]

[Alfred Ploetz kommt ernüchtert von seinem Besuch bei den Ikarier zurück, der Plan der Koloniegründung in den USA wird aufgegeben. Heinrich Lux «war nach dem ikarischen Irrweg in die sozialdemokratische Partei eingetreten», Alfred Ploetz und Ferdinand Simon studierten inzwischen in Zürich, die Gruppe war längst zerfallen – da folgt ein unliebsames Nachspiel: Ein Gerichtsprozess gegen die Studenten Heinrich Lux und Julian Marcuse sowie gegen den Schriftsteller Jan Kasprowitz wegen «Geheimbündelei», dem angeblichen Zweck des Vereins Pacific, und wegen Verstöße gegen das Sozialistengesetz.¹¹ Heinrich Lux wird der Haupt-

9 Otto Pringsheim war der Sohn eines Breslauer Bankiers.

10 Étienne Cabet, ein französischer Sozialist, übte mit seinem utopischen Roman *Reise nach Ikarien*, zuerst 1840 in Paris erschienen, Einfluss auf weite Teile der französischen Arbeiter aus. Später gründete er kommunistische Siedlungen in den USA. Seine Anhänger wurden «Ikarier» genannt. Heinrich Lux publizierte später über den sozialistischen Utopisten und seine Anhänger: Heinrich Lux: Étienne Cabet und der ikarische Kommunismus. Stuttgart: Dietz 1894. Die Darstellung von Étienne Cabet ist kritisch und achtungsvoll zugleich.

11 Das Sozialistengesetz war von 1878 bis 1890 in Kraft und auf Betreiben Bismarcks vom Reichstag verabschiedet und viermal verlängert worden. Das Gesetz verbot sozialistische und sozialdemokratische Vereine und Versammlungen, aber auch Druckerzeugnisse wie Zeitschriften und alle anderen Formen einer sozialistischen oder sozialdemokratischen Agitation. Gleichzeitig bestand die Sozialdemo-

angeklagte: «Schon seit einer Reihe von Jahren ist der hiesigen Polizei der stud. math. Lux als sozialdemokratischer Agitator verdächtig. Bei einer infolgedessen bei ihm am 5. März 1887 vorgenommenen Durchsuchung ist eine umfangreiche Korrespondenz mit Beschlag belegt worden ... es kann nach dem Inhalt jener Korrespondenz nicht zweifelhaft sein, dass der Zweck dieser Verbindung lediglich der Förderung von auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichteten Bestrebungen war ... Als das Haupt der Verbindung ist der Mediziner Alfred Ploetz anzusehen. Er ist zur Zeit in Zürich. Als Geschäftsführer ist der Angeklagte Lux anzusehen.» (Aus der Anklageschrift zu dem Breslauer Geheimbundprozess, 1887, zitiert aus Heinrich Lux: Memoiren, S. 18f.)]

Am 7. März 1887 wurde ich verhaftet. Der eingeleitete Prozess wurde direkt als Geheimbundprozess bezeichnet.^[12] Die Hauptanklagepunkte waren aber die Verbreitung der durch das Sozialistengesetz verbotenen sozialdemokratischen Schriften, wie die in Zürich erschei-

kratische Partei weiter, sozialdemokratische Abgeordnete gehörten dem Reichstag und den Landtagen an, hier konnten sie für ihre Ziele eintreten, nicht aber in der außerparlamentarischen Öffentlichkeit. Trotz dieser Bedingungen, bei denen ein Wahlkampf im heutigen Sinn gar nicht stattfinden konnte, stieg, während das Sozialistengesetz in Kraft war, die Anzahl der sozialdemokratischen Kandidaten im Reichstag und in den meisten Landtagen deutlich an.

12 Über den Geheimbundprozess, der mit einem Prozess gegen Breslauer Sozialisten verbunden wurde, berichtet: Theodor Müller: Die Geschichte der Breslauer Sozialdemokratie. Breslau: Verlag des Sozialdemokratischen Vereins Breslau 1925, Zweiter Teil: Das Sozialistengesetz, S. 204–286 (unveränderter Nachdruck: Glashütten im Taunus, Verlag Detlev Auvermann 1972). Bei Müller sind längere Passagen deckungsgleich mit dem Bericht von Heinrich Lux im «Breslau»-Kapitel seiner Memoiren. Theodor Müller dankt im Vorwort Dr. Heinrich Lux dafür, dass er «durch seine Artikel gutes Material für die Parteigeschichte» lieferte. (S. 5) Dieser hatte ihm seine Aufzeichnungen und Unterlagen zur Verfügung gestellt, aus denen Müller mehrmals und lange zitiert. Darüber hinaus gehen weitere Passagen bei Müller, die nicht als Zitate kenntlich sind, auf Heinrich Lux zurück, wie ein Textvergleich ergibt.

nende Zeitung *Der Sozialdemokrat*, August Bebels Buch *Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft* u. a. m.

Am 17. November 1887 erfolgte die Urteilsverkündung. Von allen Angeklagten erhielt ich die härteste Strafe, ich wurde wegen «Vergehens gegen die öffentliche Ordnung» in zwei Fällen sowie wegen zwei anderer Vergehen gegen § 19 des Gesetzes vom 21. X. 78 [Sozialistengesetz] zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Die Untersuchungshaft wurde nicht angerechnet, so dass ich im ganzen 22 Monate im Gefängnis gesessen habe.

Im angenehmen Gegensatz zu der Gehässigkeit, mit der der Breslauer Sozialistenprozess von 1887 geführt worden war, stand die Vollstreckung der Strafen im Breslauer Gefängnis. Der Gefängnisdirektor Th. Grützmacher war ein humaner und wohlwollender Mensch, der die politischen Gefangenen mit unverkennbarer Achtung behandelte und ihnen, im Gegensatz zu manchen seiner damaligen Kollegen, die Strafe nicht noch durch kleinliche Schikanen erschwerte. Soweit es die Räume des meist überfüllten Gefängnisses gestatteten, wurden die Leidensgenossen des Prozesses in derselben Zelle untergebracht, und sie erhielten auch sonst kleine Vergünstigungen, wie häufigere Besuchs- und Briefurlaubnis, reichlichere Lektüre, Absonderung von den gemeinen Verbrechern u. dgl. mehr. Natürlich galt auch für sie Arbeitszwang, aber das Pensum der zugewiesenen Arbeiten – Adressenschreiben und leichte Buchbinderarbeiten – war so gering bemessen, dass für die Lektüre auch während der Arbeitsstunden reichlich Zeit übrig blieb. Gute Bücher aus der Gefängnisbibliothek wurden meist während der Arbeit vorgelesen, und auch Zeitungen fanden den Weg in die Zelle.

Nachdem die letzten Prozessgenossen ihre Strafzeit verbüßt hatten und an ihre Stelle in der Gemeinschaftszelle andere «Verbrecher» traten, begann für mich eine schwere Zeit, die noch $\frac{3}{4}$ Jahre dauern sollte. Hier nahm sich meiner der katholische Gefängnisgeistliche, Pfarrer Thamm, an, der sich in den Herzen vieler Gefangener ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Obwohl ich ihm schon bei dem ersten Besuche offen gesagt hatte, dass ich religiös freidenkend sei, bestellte er mich doch für den Rest meiner Strafzeit zu seinem «Privatsekretär», im Gefängnisjargon: zum «katholischen Gefängnisschreiber». Mein Aufenthalt war nunmehr tagsüber das Büro des Geistlichen, in dem dieser selbst nur ein bis zwei

Stunden verweilte. Die Arbeit bestand in der Aktenführung der katholischen Gefangenen, in der Begutachtung von Gesuchen der Angehörigen von Gefangenen und dieser selbst, weiter in der Oberaufsicht über die katholische Gefängnisbibliothek, vor allem in der Zucht von Kanarienvögeln in etwa einem Dutzend Hecken. Sonst konnte ich tun und lassen, was ich wollte. War das schon eine ganz außerordentliche Erleichterung der Haft, so gestaltete sich das Zusammenarbeiten mit Pfarrer Thamm für mich zu einem nachhaltigen seelischen Erlebnis.

Als meine Gefängniszeit zu Ende ging, bedauerte er lebhaft, dass er keinen rechten Nachfolger für mich hätte. Ich versprach ihm, dafür zu sorgen. Wenn er meinen Freund Julian Marcuse, der bis nach Beendigung seines medizinischen Staatsexamens Strafaufschub hatte und im April 1889 seine Strafe antreten musste, als Gefängnisschreiber annehmen wollte, würde ich ihm seine Akten und seine Kanariennecke noch bis dahin auch nach meiner Entlassung Ende 1888 in Ordnung halten. Er ging auch darauf ein, denn nicht im geringsten störte ihn die Tatsache, dass ein Jude katholischer Gefängnisschreiber werden sollte. Während seiner viermonatigen Haft sind Pfarrer Thamm und Dr. med. Julian Marcuse ^[13] glänzend miteinander ausgekommen.

Am 15. Dezember 1888 verhängte der Senat der Universität Breslau über den Kandidaten der Mathematik, Heinrich Lux, das *consilium abeundi* (Verweisung von der Hochschule). Wie mir erging es den anderen beteiligten Studenten. Von den deutschen Hochschulen verbannt, gingen wir nach der Schweiz, um dort unsere Studien zu beenden.

Aus dem Kapitel «Basel, Zürich, Magdeburg»¹⁴

Ich hatte bereits 1887 meine Doktorarbeit in Breslau eingereicht und mich mit dieser Arbeit zugleich um ein größeres Stipendium beworben,

13 Julian Marcuse (1862–1942) wurde Nervenarzt, Schriftsteller und Sanatoriumsgründer. Er lebte und praktizierte überwiegend in und bei München und publizierte zur vegetarischen Ernährung, zur Hydrotherapie sowie zur Sexualaufklärung.

14 Heinrich Lux: *Memoiren*, S. 25–33.

das mit einer Assistentenstellung an der Technischen Hochschule in Braunschweig verbunden war. Mit meiner Verhaftung am 7. März 1887 brachen diese Aussichten völlig zusammen. Darüber hinaus verlor ich die Möglichkeit, an einer deutschen Universität zu promovieren. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich an eine schweizerische Universität zu wenden. In erster Linie wandte ich mich nach Basel, wo mich Prof. O. E. Meyer an den damaligen Direktor der Universität, Prof. Dr. G. Soldau, empfohlen hatte. Die Ausstellung eines Reisepasses war mir zwar von der Breslauer Polizei glatt verweigert worden, aber die damals noch wirklich freie Schweiz machte mir nicht die geringsten Schwierigkeiten, mich in Basel niederzulassen, und die erwähnte Empfehlung von O. E. Meyer eröffnete mir auch sofort die Möglichkeit, mich an der Baseler Universität immatrikulieren zu lassen.

Der erste Besuch der dortigen Alma Mater brachte mir zugleich eine große persönliche Überraschung, denn auf ihren Stufen stieß ich auf meinen alten Freund Alfred Ploetz, der sich aus familiären Gründen gleichfalls in Basel niedergelassen hatte, um dort sein Medizinstudium abzuschließen. Der ein Semester dauernde Aufenthalt in Basel war im wesentlichen der Vorbereitung auf das Rigorosum gewidmet, und da auch Ploetz Examenssorgen hatte, so blieben für die Erholung nur die Sonntage übrig. Im November 1889 machte ich dann das Doktorexamen.^[15] Sofort brach ich meine Zelte in Basel ab, um nach Zürich zu gehen und mich technischen Studien zu widmen.

Während ich in Basel nur ein einziges Mal mit einem Parteigenossen, dem Vorkämpfer der Gewerkschaftsbewegung, Baumeister Kessler, eine rein politische Aussprache gehabt hatte, änderte sich in Zürich mein Verkehr von Grund aus. Ich fand sofort Anschluss an prominente Persönlichkeiten, zunächst an Rüegg, den Herausgeber der *Zürcher Post*, einer rein demokratischen Tageszeitung, für die ich eine große Zahl von technischen Artikeln schrieb, die mir im wesentlichen die Subsistenzmittel für

15 Heinrich Lux promovierte in Physik und erwarb gemäß der damaligen Zugehörigkeit der Fächer Mathematik und Naturwissenschaften zur Philosophischen Fakultät den Dr. phil.

mein Leben lieferten. Außerdem schrieb ich literarische Aufsätze für die Breslauer *Gerichtszeitung*, deren Herausgeber Cohn und deren Redakteur Maximilian Schlesinger waren.

Mit meinem Freunde Ferdinand Simon, der sich auf das medizinische Schlußexamen vorbereitete, wohnte ich in Oberstraß zusammen bei Frau Spillmann, einer Kusine von Gottfried Keller, mit der ich persönlich allerdings nur einen ganz oberflächlichen Kontakt hatte. Näheren Anschluss fand ich an Simons Freund, den Ingenieur Charles Bock, der allmählich zu meinem Lehrer auf dem Gebiet der Technik wurde. Dann bahnten sich Beziehungen zu Frank Wedekind ^[16] an, der damals noch im Hauptberuf Reklamechef der Firma Maggi war. Auch mit John Henry Mackay ^[17] wurde ich damals schon bekannt, später in Berlin setzte ich diese Bekanntschaft fort. Zu diesem Kreise gehörte auch der Oberrichter Otto Lang, ^[18] mit dem mich bald persönliche Freundschaft verband, die auf der gleichen Einstellung zur Sozialdemokratie basiert war. Die Verbindungsglieder waren hier die Studentin Elisaweta Holzmann, meine spätere Frau, ^[19] und Motja Großmann, die nachmalige Gattin von Otto Lang. Über Charles Bock fand ich auch zunächst rein gesellschaftliche Beziehungen zu Ida Häny, meiner späteren zweiten Frau. ^[20] Über Alfred Ploetz und

16 Frank Wedekind wurde nach 1900 einer der bekanntesten und umstrittensten Dramatiker Deutschlands.

17 John Henry Mackay propagierte als Schriftsteller einen «individualistischen Anarchismus».

18 Otto Lang war Mitbegründer der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz, Jurist, Kommunalpolitiker und Initiator eines sozialdemokratischen Tagblatts für die Stadt Zürich.

19 Elisaweta (Elisabetha) Holzmann war eine Medizinstudentin aus Russland. Im Kapitel «Aus meinem Familienleben» trägt Heinrich Lux nach: «... kaum war ich nach bestandnem Doktor-Examen von Basel nach Zürich übersiedelt, da begegnete ich schon in den ersten Tagen Elisaweta Holzmann auf der Straße. Ihre außerordentliche Schönheit machte mir sofort einen unverlöschbaren Eindruck. Ich erzwang mir ihre persönliche Bekanntschaft, und wir verliebten uns sofort ineinander.» (Heinrich Lux: Memoiren, S. 89)

20 Ida Häny, eine Schweizer Frauenrechtlerin und Sozialistin, war von Mitte der 1890er Jahre bis 1909 die Partnerin von Heinrich Lux in Berlin.

Ferdinand Simon kam ich auch in Verbindung mit Prof. Forel (Zürich) und Prof. Bunde in Basel, den Initiatoren der Antialkoholbewegung, der ich mehrere Jahre hindurch als Schriftführer diente. Umgekehrt wurde ich für Ferdinand Simon und Frieda Bebel ^[21] das Verbindungsglied, als diese nach Zürich kam, um an der Universität zu studieren, was damals in Deutschland für Frauen noch nicht möglich war. Die überaus glückliche Ehe zwischen den beiden fand leider ein grauenhaftes Ende durch einen Mäusebiss, dem Simon zum Opfer fiel, als er Studien an Streptokokken durchführte. Frieda Bebel verfiel in Irrsinn, ihr Sohn entartete, und bald darauf (1913) starb auch der vereinsamte Führer der deutschen Sozialdemokratie.

Mein Leben in Zürich war streng geregelt. Die Vormittage gehörten dem theoretischen Studium der Elektrotechnik und literarischen Arbeiten, die meine einzige bescheidene Einnahmequelle waren. Das Mittagessen wurde zusammen mit Ferdinand Simon und Charles Bock in kleinen Restaurants eingenommen. Da wir alle Temperenzler [Antialkoholiker] waren, also wenig einträgliche Gäste, mussten wir sehr häufig den Stammtisch wechseln, meist wurden wir ganz systematisch herausgeekelt. Schließlich beköstigten wir uns selbst, wobei mir die Rolle des Kochs zuerteilt wurde. Nachdem meine Beziehungen zu Elisaweta intimer geworden waren, zog auch sie zu Frau Spillmann und übernahm die Rolle der Köchin, die sie in ausgezeichneter Weise ausfüllte. Die Abende gehörten meist dem Besuch der Tonhalle, wo damals ganz ausgezeichnete populäre Musik gemacht wurde. Die Sonntage wurden mit Ausflügen in die nähere und fernere Umgebung Zürichs ausgefüllt.

Bei einem Ausflug in das Murgtal, meiner ersten Hochtour in den Schweizer Alpen, wurde mein Interesse für den Alpinismus geweckt. Bald darauf machte ich unter Führung von Charles meine erste wirklich alpinistische Hochtour von Schwanden auf den Glärnisch, an der sich auch Clara Zetkin, die später so bekannt gewordene kommunistische Führerin beteiligte. Die zweite Hochtour, die einige nicht ganz leichte Klettereien erforderte, ging auf die Churfürsten, weitere mussten aus Geldmangel un-

21 Frieda Bebel war die einzige Tochter von August Bebel.

terbleiben, da sie nicht ohne Führer durchzuführen waren. Erst Jahrzehnte später war ich in der Lage, von Berlin aus, mich dem immer heimlich geliebten Alpinismus wieder zuzuwenden und eine Reihe wirklich großer und schöner Hochtouren zu unternehmen. Aber davon später. –

Mein bescheidenes Einkommen musste zum Lebensunterhalt auch für Elisaweta dienen, und war hierfür sehr knapp. Eine Lösung der materiellen Schwierigkeiten erfolgte endlich, als mir auf Empfehlung von August Bebel im Jahre 1890 die Redaktionsführung der sozialdemokratischen *Magdeburger Volksstimme* angeboten wurde. Die Arbeit an der *Volksstimme* machte mir nur wenig Vergnügen und zu Anfang auch recht erhebliche Schwierigkeiten, da für den politischen Teil überhaupt keine Mitarbeiter vorhanden waren und ich gänzlich auf mich alleine angewiesen war. Ich hatte zwar schon einige Erfahrungen in Breslau durch die Mitarbeit an der damaligen *Neuen Gerichtszeitung* gewonnen, deren Redakteur Maximilian Schlesinger ^[22] war. Diese *Neue Gerichtszeitung* war eine Notlösung, nachdem die ursprünglich von ihm geleitete *Wahrheit* dem Sozialistengesetz zum Opfer gefallen war. Aber eine Zeitung ganz ohne Mitarbeiter und ganz aus Eigenem zu leiten, erforderte doch eine geistige Anstrengung ganz außergewöhnlicher Art, wenn auch der Text zum größten Teil reine Scherensarbeit und nur die Leitartikel eigenes Produkt war[en]. Viele Anregungen verdanke ich dem Lokalredakteur Koester, der allerdings eine so scharfe Feder führte, dass er es allmählich zur Verurteilung zu mehr als einem Jahre Gefängnis – damals einer recht erheblichen Strafe – brachte. ^[23]

In der kurzen Zeit meiner Redaktionsleitung hatte ich auch selbst ein nicht unbeträchtliches Strafkonto erworben. ^[24] Die erste Strafe von drei

22 Maximilian Schlesinger, ein Breslauer Publizist, veröffentlichte unter anderem: *Die soziale Frage. Eine volkswirtschaftliche Untersuchung* (1889) und *Geschichte des Breslauer Theaters* (1898).

23 Auch nach Auslaufen des Sozialistengesetzes hafteten die Redakteure persönlich für alle Beiträge. Vor allem Redakteure von SPD-Zeitungen wurden mit Prozessen überzogen.

24 Allein im Jahr 1882 wurde Heinrich Lux vom Landgericht Magdeburg neunmal zu Geld- und/oder Haftstrafen verurteilt; sein «Straf-Verzeichnis» befindet sich in

Monaten erhielt ich wegen Beleidigung des ersten Staatsanwalts Nentwig. Dazu kam dann noch ein Monat Gefängnis wegen Majestätsbeleidigung. Als ich die beiden Strafen absitzen wollte, stellte ich bei dem Staatsanwalt Nentwig den Antrag, während des Absitzens der Strafe mich selbst beschäftigen zu dürfen. Auf meinen Antrag erwiderte Nentwig, dass er mir wegen Überfüllung des Magdeburger Gefängnisses empfehle, mich an ein kleineres Gefängnis in der Provinz zu wenden und schlug mir Seehausen in der Altmark vor, wo ein ihm befreundeter Richter die Gefängnisleitung hätte. Er werde mich seinem Freunde empfehlen. Ich hatte es nicht zu bedauern, dass ich seinem Rat folgte. Es war das fidelste Gefängnis, das ich je erlebt habe. –

Der Gefängnisleiter war zwar offiziell der einzige Gerichtsdieners, in Wirklichkeit aber dessen Frau. Das Gefängnis hatte außer mir noch einen verbummelten Schuster und fünf Magdeburger Prostituierte als Insassen. Ich aber erhielt als Vertrauensperson der Wärterin die Gefängnisschlüssel und durfte die übrigen Gefangenen beaufsichtigen. Als meine Strafzeit abgelaufen war, verabschiedete ich mich von der Gefängniswärterin unter Zurücklassung eines Vertikos als Gastgeschenk.

Ein sehr unangenehmes Strafverfahren musste ich dann noch im Jahre 1895 zusammen mit Kurt Baake [25] über mich ergehen lassen. Auf dem Kölner soz. dem. [sozialdemokratischen] Parteitage hatten wir beide als offizielle Berichterstatter für das Parteiprotokoll fungiert und hatten dabei die Ausführungen eines Delegierten über einen Gewerbeaufsichtsbeamten stenographisch aufgenommen. Der Sprecher hatte ausgeführt, dass der sehr ängstliche Aufsichtsbeamte die Fabrik-Antriebsmaschinen abstellen ließ, ehe er die Fabrikräume betrat. Durch diesen Bericht

einer Akte der politischen Polizei Berlins. Dazu kamen, wie aus den dort vorliegenden Zeitungsberichten hervorgeht, mehrere Prozesse, in denen er freigesprochen wurde. Was nicht in den Memoiren von Heinrich Lux steht: In Berlin setzte die politische Polizei seine Überwachung bis 1901 fort. Siehe: Acta des königlichen Polizei-Präs. zu Berlin betreffend den Elektrotechniker, Redakteur Dr. Heinrich Lux, 1884–1901, Landesarchiv Berlin, geheime Präsidial-Registatur Lit. L. Nr. 725, Bestand A Pr. Br. Rep. 03 – Polizeipräsidium Berlin – Tit. 94, Nr. 11506.

25 Kurt Baake war ein Schriftsteller aus Berlin.

fühlte sich der Gewerbeaufsichtsbeamte beleidigt und stellte Strafantrag gegen den offiziellen Herausgeber des Protokolls, den Gen. [Genossen] Glocke. Baake und ich wurden von dem Verteidiger Glockes als Zeuge geladen. Noch ehe wir vernommen wurden, sagte uns der Rechtsanwalt, wir könnten unbesorgt aussagen, da ein eventuelles Verfahren gegen uns verjährt sei. Tatsächlich fehlten aber zur Verjährung noch einige Tage. Glocke wurde aufgrund seiner und unserer Aussage, dass wir die Verfasser des Protokolls seien, freigesprochen. Dagegen wurde gegen Baake und mich ein Verfahren eingeleitet, und wir kamen vor den blutigen Strafrichter Brausewetter, der gegen uns beide eine Gefängnisstrafe von je drei Monaten verhängte, die wir in Plötzensee absitzen mussten. Das Urteil wurde vom Reichsgericht aufrechterhalten, obwohl wir den Nachweis erbringen konnten, dass bei Brausewetter in der Novembernacht vor der Verhandlung infolge eines schweren Gewitters der Irrsinn zum Ausbruch gekommen und er kurz darauf im Wahnsinn gestorben sei. Baake und ich mussten deshalb die verhängte Strafe voll absitzen. Die Direktion des Plötzenseer Gefängnisses nahm aber wohl eine andere Stellung ein als die gelehrten Richter, denn uns beiden wurde alle nur irgend zulässigen Erleichterungen bei der Strafverbüßung gewährt.

Abgesehen von den Konflikten mit dem Staatsanwalt brachte mir die Magdeburger Zeit auch sonst noch eine ganze Reihe von Ärgernissen. Meine Redaktionstätigkeit befriedigte mich gar nicht. Ich fand nur geringen Kontakt mit den Lesern. Ich war ihnen zu «wissenschaftlich», die Leser der *Völkstimme* verlangten eben den in der damaligen sozialistischen Presse üblichen aufreizenden Propagandaton. Dagegen fanden meine Aufsätze die Zustimmung des damaligen sozialdemokratischen Parteivorstandes. Eine Überarbeitung der Aufsätze lieferte das im Jahre 1892 im Verlage des *Vorwärts* erschienene *Sozialpolitische Handbuch*.^[26]

Gesellschaftlichen Verkehr hatten wir so gut wie gar nicht. Ich hatte

26 H. Lux, Dr. (Hg.): Sozialpolitisches Handbuch. Berlin: Verlag der Expedition des «Vorwärts» Berliner Volksblatt (Th. Glocke) 1892. In dem Handbuch, in dem ein breites Spektrum von Themen auf hohem Niveau abgehandelt wird, ist kein Artikel namentlich gezeichnet. Ich vermute, dass alle von Heinrich Lux stammen, gemäß seiner Angabe, es handle sich um Überarbeitungen früherer Aufsätze von ihm,

noch in Zürich Elisaweta Holzmann geheiratet und sie war mir nach Magdeburg gefolgt. Wir führten zunächst einen Junggesellenhaushalt und aßen in einem Restaurant zu Mittag. Eines schönen Tages sprach der Inhaber des Lokals bei mir in der Redaktion vor und bat mich, nicht mehr in seinem Restaurant zu erscheinen, da einige seiner Gäste ihm erklärt hätten, sie würden nicht mehr bei ihm verkehren, «wenn die Sozialdemokraten nicht eliminiert würden». Es blieb uns also nichts anderes übrig, als eine eigene Wohnung zu nehmen und uns selbst zu beköstigen. Unser Meublement bestand damals nur aus einem Liegestuhl, den uns Ida Häny zur Hochzeit geschenkt hatte. Alles weitere mussten wir auf Abschlag erwerben.

Auch aus dem Magdeburger Theater, in dem wir Redaktionsplätze hatten, wurden wir herauskomplimentiert, obgleich die Schauspieler mit den Kritiken in der *Volksstimme* besonders zufrieden waren.

Dagegen waren die Abonnenten mit dem literarischen Teil der Zeitung nicht einverstanden. Da das Budget der *Volksstimme* außerordentlich knapp war, machte das Feuilleton die größten Schwierigkeiten, und die Redaktion suchte eifrig nach geeigneter Literatur, deren Verfasser bereits 30 Jahre tot waren. Ich kam dabei auf *Dantons Tod* von Georg Büchner, dessen literarischer Wert zwar unbestreitbar ist, von den Lesern der *Volksstimme* aber nicht nur nicht gewürdigt, sondern in der Volksversammlung heftig angegriffen wurde. Den Stein des Anstoßes bildete besonders die Scene «Eine Gasse» im ersten Akt. Man könne der Kinder wegen die Zeitung nicht offen liegen lassen, wurde gesagt. Der die Versammlung überwachende Polizeibeamte machte eifrig Notizen, und diese Notizen verdichteten sich zu einer Anklage gegen den Feuilleton-Redakteur Koester. Den Magdeburger Richtern war die über die *Volksstimme* verhängte Zensur ein gefundenes Fressen, und Kollege Fritz Koester wurde wegen «Veröffentlichung unsittlicher Schriften» zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Da Koester, wie schon früher erwähnt, bereits ein beträchtliches, noch nicht ausgeglichenes Strafkonto aus seiner Redaktionstätig-

die ursprünglich in der *Magdeburger Volksstimme* erschienen waren. Möglicherweise nahm er weitere Artikel von sich aus dem *Vorwärts* auf.

keit hatte, legten die leitenden Parteigenossen, um die Zeitung nicht finanziell zu ruinieren, ihm nahe, seinen Aufenthalt in der Schweiz zu nehmen, rüsteten ihn mit einem ziemlich bescheidenen Reisegeld aus und übernahmen den Unterhalt seiner Familie. Koester, der von Beruf Metallarbeiter war, fand mit Hilfe von schweizerischen Parteigenossen in Zürich Arbeit und konnte bald seine Familie nachkommen lassen.

Auf dem nächsten Parteitage erfuhren die Flucht von Koester und das Verhalten der Magdeburger Genossen eine sehr abfällige Beurteilung. Ob einer der Kritiker, zu denen vor allem auch das Partei-Vorstandsmitglied Paul Singer gehörte, geneigt gewesen wäre, seinerseits die Strafe von 1 ½ Jahren abzusitzen, steht auf einem anderen Blatt.

Unter diesen Umständen war mir der Aufenthalt in Magdeburg völlig verleidet, und so beschlossen wir, Magdeburg zu verlassen und nach Berlin überzusiedeln. [Heinrich Lux verließ Magdeburg am 31. Dezember 1892.]

Aus dem Kapitel «Berlin»²⁷

Für mich begann nun eine Zeit härtester Arbeit. Ich schrieb Leitartikel und Versammlungsberichte für den *Vorwärts* und für die demokratische *Volkszeitung*. Für die *Elektrotechnische Zeitschrift*, die damals von Uppenborn redigiert wurde, und den *Elektrotechnischen Anzeiger*, herausgegeben von Franz Grünwald, verfasste ich Fachaufsätze. Zusammen mit Kurt Baake machte ich die offiziellen Berichte der Jahrestagungen der Internationalen Kongresse in Brüssel und Zürich. Daneben schrieb ich für den Verlag von Hans Baake [²⁸] eine ganze Anzahl populärer sozialistischer Broschüren. [²⁹] An Arbeit fehlte es nicht, aber die Einnahmen aus der Arbeit waren doch recht bescheiden.

27 Heinrich Lux: Memoiren, S. 34–36.

28 Hans Baake ist der Bruder von Kurt Baake.

29 Verschiedene kleinere Publikationen von Heinrich Lux, die er hier Broschüren nennt, befinden sich in der «Bibliothek Stein», in der Universitätsbibliothek der Freien Universität Berlin, so: Heinrich Lux: «Die Juden als Verbrecher», eine 1893

Allmählich fingen meine pekuniären Verhältnisse an, sich wesentlich zu verbessern. Der bekannte Verleger S. Fischer plante eine Beleuchtungstechnische Zeitschrift zu gründen. ^[30] Das erste Heft der Zeitschrift für Beleuchtungstechnik erschien im Jahr 1895. Leider wurde meine Tätigkeit sehr bald durch das schon erwähnte Verfahren gegen Baake und mich anlässlich des Kölner Parteitags-Berichts unliebsam unterbrochen. Das Verhalten des Vorstandes der sozialdemokratischen Partei bei dieser Gelegenheit hatte dann zur Folge, dass ich mich völlig von weiterer politischer Betätigung zurückzog. Der Parteivorstand hatte ja, um die Strafe von 200 Mk, die gegen Glocke beantragt war, zu sparen, in fahrlässiger Weise die Verurteilung von Baake und mir überhaupt erst ermöglicht. Nun hatte ich im Jahre davor von der Partei eine Vorauszahlung von 300 Mk für eine durchzuführende literarische Arbeit bewilligt erhalten. Als jetzt uns beiden eine Strafentschädigung von je 200 Mk monatlich von der Partei zugebilligt wurde, zog man mir auf Veranlassung des Vorstandsmitglieds Richard Fischer die bereits erhaltenen 300 Mk ausgerechnet während meiner Gefängniszeit in Raten von je 100 Mk ab, so dass meine Familie auf den Rest von 100 RM monatlich angewiesen gewesen wäre, wenn nicht von anderer Seite Unterstützung gekommen wäre, und zwar von seiten meines neuen Verlegers S. Fischer. Er wurde zwar durch meine Gefängnisstrafe in arge Verlegenheit gesetzt, da er einen Ersatzredakteur, den Oberlehrer Max Rosenkranz, für mich einstellen musste. Trotzdem wälzte er die Kostenerhöhung für die Zeitschrift nicht auf mich ab, sondern zahlte das verdoppelte Redaktionshonorar aus eigener Tasche. Mehr als 20 Jahre lang habe ich die *Zeitschrift für Beleuchtungswesen* im Verlage von S. Fischer redigiert und habe in dieser Zeit niemals einen Anlass zu einer Beschwerde gegen ihn gehabt. ^[31] Gegen alle Autoren, die ihre Ar-

veröffentlichte Widerlegung der antisemitischen Behauptung, Juden würden anteilmäßig mehr Verbrechen verüben als Nichtjuden. Oder: «Verbrechen und Strafe», eine 1892 erschienene Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Ursachen von Verbrechen, auch: «Die technische Revolution und der Kapitalismus» (1895).

30 Heinrich Lux wurde der leitende Redakteur.

31 Heinrich Lux wird als Mitarbeiter im S. Fischer Verlag verschiedentlich von Peter de Mendelssohn erwähnt: S. Fischer und sein Verlag, Frankfurt am Main: S. Fi-

beiten in seinem Verlage veröffentlichten, benahm sich «Sammi», wie er in dem ganzen Kreis genannt wurde, gleich vornehm.

Die *Zeitschrift für Beleuchtungswesen* fand in Fachkreisen eine gute Aufnahme, und sie muss für den Verleger ein lukratives Unternehmen gewesen sein, denn ihre Gründung fiel in die Zeit der Erfindung und Entwicklung des Gasglühlichtes, durch Auer und seine zahlreichen Konkurrenten.

Zunächst arbeitete ich in den Räumen der alten Firma Stobwasser, bald aber in eigenen Räumen für Büro und Laboratorium in der Bülowstraße 91. Das im Jahr 1905 begründete Laboratorium besteht noch heutigen Tages (1944).

Der große technische Umschwung um die Jahrhundertwende war auch für mich von einschneidender Bedeutung geworden. Meine Stellung als Spezialist auf dem Gebiete des Beleuchtungswesens hatte mich sehr bald in persönliche Beziehungen zur Industrie und zu den Erfindern gebracht, die wie Pilze aus der Erde schossen, nachdem Auer von Welsbach das Gasglühlicht marktfähig gemacht hatte. Berlin war schon seit Jahrzehnten das Zentrum der Lampenindustrie. Ihre leitenden Köpfe hatten sehr bald die wirtschaftliche Bedeutung des Gasglühlichts erkannt und machten sofort Versuche, das Glühlicht auf die Lampen für flüssige Brennstoffe, speziell für Petroleum, zu übertragen. Die Finanzwelt erkannte, dass sich ihr hier ein ausbaufähiges Gebiet erschloss. Ihr fehlten aber zunächst die sachkundigen Berater. Es war deshalb für mich die gegebene Zeit, mich hier einzuschalten und meine Beratertätigkeit auch auf das Gewerberecht auszuweiten. Ich wurde Patentanwalt.

Die Patentanwaltschaft war damals noch ein freier Beruf, und es war mir ein Leichtes, rasch eine gute Klientel zu gewinnen. Das Anwachsen der Patentanwaltschaft führte naturgemäß bald zu ihrer Organisation und Monopolisierung. Es wurde bestimmt, dass man zur Ausübung des Patentanwaltberufes beim Kaiserlichen Patentamt eingetragen werden musste. Selbstverständlich beantragte auch ich diese Eintragung, erlitt aber sogleich eine unerwartete Abfuhr. Der damalige Vorsitzende des Patentamts

scher Verlag 1970 (S. 82, S. 185 und S. 234). Für «Fischer' technologische Bibliothek» verfasste Heinrich Lux den Band *Die öffentliche Beleuchtung von Berlin* (1896).

lehnte mich nämlich glatt ab, weil ich vorbestraft war! Dass meine Vorstrafen sämtlich politischer Natur, also durchaus nicht entehrend waren, rührte ihn auch nicht einen Augenblick. Ich war eben diffamiert, weil ich mehrmals im Gefängnis gesessen hatte. Ich arbeitete freilich als Patentingenieur weiter, musste aber für wichtige Verhandlungen und höhere Instanzen die Hilfe eines eingetragenen Patentanwalts in Anspruch nehmen, der die Unterschriften abgeben musste. Dadurch war ich natürlich sehr behindert.

[In den Memoiren von Heinrich Lux folgen Berichte über die sozialistisch-anarchistischen Künstler- und Intellektuellenkreise in Berlin vor dem Ersten Weltkrieg, in denen er verkehrte, sowie über seine Mitarbeit an diversen politischen und technischen Zeitschriften, unter anderem den Sozialistischen Monatsheften.]

«Aus meinem Familienleben (Nachträge)»³²

Als Wera ^[33] etwa sechs Monate alt war und bereits sitzen konnte, begann meine große Freundschaft mit ihr. Des Morgens strebte sie nach meinem Bett, weckte mich und ließ mir keine Ruhe mehr, bis ich sie auf meinen Armen durch die Wohnung trug, wo sie hauptsächlich nach den ausgestopften Vögeln drängte. Und dann saß sie auf meinem Schoß, um mir beim Schreiben zu «helfen». Oft setzte ich sie zu ihrem jauchzenden Vergnügen in die Lücke einer Buchreihe in meiner Bibliothek. Sie hatte dann einen Sitzplatz mit Seitenlehnen, was ihr besonderen Spaß machte.

Noch in der letzten Magdeburger Zeit, im Dezember 1892, war Lisa [Elisaweta], während ich als Vertreter der sozialdemokratischen Studentenschaft zu einer Tagung nach Genf gereist war, zu einer Hauptmann-

32 Heinrich Lux: Memoiren, S. 88–91.

33 Wera Lux, geboren 1891 oder 1892 in Magdeburg, war die älteste Tochter von Heinrich Lux und Elisaweta Holzmann.

Premiere nach Berlin gefahren. Dabei hatte sie unseren gemeinsamen Freund Hugo Ernst Schmidt kennengelernt. Als wir nach Berlin zogen, verbrachte sie ihre Zeit meist bei Schmidt im Atelier, der sie in jedem Zustand der Bekleidung malte. Es war das in jener aufgeregten Zeit, in der in Künstlerkreisen und auch sonst die «freie Liebe» eifrig propagiert und auch realisiert wurde. Für die Freiheiten, die sich Lisa nahm, revanchierte ich mich mit der Ehefrau Schmidts, Clara Schmidt. In dieser Zeit wurde unser zweites Kind, Kaethe, geboren. Während ich wegen der oben erwähnten Beamtenbeleidigung im Gefängnis [in Plötzensee] saß, gebar Lisa noch einen Jungen, Klaus, dessen Vater Schmidt war. Diesem wilden pêle-mêle machte der frühe Tod Schmidts ein Ende. Doch hatte ich mich vorher von Lisa getrennt.

Inzwischen hatte ich die freundschaftlichen Beziehungen zu Ida Häny in Zürich wieder aufgenommen. Erst zur Jahrhundertwende konnten Ida und ich heiraten. Ida hatte sich aber schon lange der Kinder und meiner völlig vernachlässigten Wirtschaft angenommen, so dass die Legitimierung nur eine Formfrage war. Ida wurde für die von ihrer leiblichen Mutter sehr vernachlässigten Kinder eine vorbildliche Mutter, mir war sie die treueste Kameradin und unermüdliche Helferin bei der Arbeit sowohl wie auch bei aller sonstigen Betätigung. Ihre seelische Größe offenbarte sich aber erst voll, als Dora in mein Leben trat und Ida mich frei gab.